Chef-Redakteur:
Arthur Levysohn in Berlin.

Montags-Ausgabe.

Druck und Verlag:
Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 460. **Berlin, Montag, den 12. September 1887.** **XVI. Jahrgang.**

Politische Wochenschau.

Von **Arthur Levysohn.**

Wer darf ihn nennen
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden,
Zu sagen: Ich glaub' ihn nicht?

Man könnte versucht sein, diese tiefsinnigen Worte Fausts als eine Vorahnung des Meinungsstreites anzusehen, der sich in den politischen Köpfen über das Sein oder Nichtsein des Czarenbesuchs in Stettin während des bevorstehenden Aufenthalts unseres Kaisers in der pommerschen Hauptstadt entsponnen hat. In der That fehlt es nicht an wohl- und bestunterrichteten offiziösen Orakeln, die sich in dieser Frage auf das Ammuthsvollste widersprechen, so daß man zur Annahme gelangt, daß die schließliche Entscheidung selbst für die ausschlaggebenden Persönlichkeiten noch in ein nebelhaftes Dunkel gehüllt blieb.

Es giebt Leute, welche annehmen, daß in der Umgebung des Kaisers Wilhelm zwei Strömungen vorhanden seien, die man als die ärztliche und die diplomatische zu bezeichnen vermöchte. Auf der einen Seite will man dem greisen Monarchen jegliche Anstrengung erspart und jede Gelegenheit vermieden sehen, in welcher des Monarchen unvermeidlicher Pflichteifer ihn Erkältungs-Zufällen, wie bei der letzten Kieler Reise, aussetze; auf der andern Seite meint man, daß der Kaiser selbst aus Gründen jener Tradition, die ihm stets heilig gewesen, eine Begegnung mit Alexander III. wünsche und er gern bereit sei, zu diesem Ende das Opfer seiner persönlichen Bequemlichkeit zu bringen, ohne hochpolitische Erwartungen von einer Zusammenkunft zu hegen, von der es im besten Falle doch nur heißen könnte: „hier knüpft an das fröhliche Ende der fröhliche Anfang sich an."

Man hat es uns in inspirirten Auslassungen gar deutlich auseinandergesetzt, daß Monarchen-Begegnungen heutzutage nur von beschränkter Tragweite sind, wenn sie nicht den Rahmen zu bindenden politischen Abmachungen bilden. Das Letztere soll in den jüngsten Jahren weder bei den Entrevuen von Danzig und Skiernewice, noch bei derjenigen von Kremsier der Fall gewesen sein, und so wäre denn auch von einer Zusammenkunft in Stettin schwerlich eine Umgestaltung der politischen Verhältnisse unseres Kontinentes zu erwarten, wenn gleich der symptomatische Werth eines solchen Handschüttelns zweier mächtiger Souveraine nicht gar zu sehr unterschätzt werden sollte. Die symbolische Bedeutung einer Zweikaiserbegegnung ist immerhin hoch genug anzuschlagen, namentlich in einer Periode, in welcher man gewöhnt ist, in Kriegs- und Friedensfragen von der Hand in den Mund und von heute auf morgen zu leben.

Gewiß, man hat ein Recht, zu sagen, daß wir in Deutschland weder ein Entgegenkommen von Rußland erwarten, noch uns in der Lage befinden, für ein solches Entgegenkommen Opfer an unserer politischen Ueberzeugung und an unserem politischen Interesse zu bringen. Aber so patriotisch und gutnational und selbstbewußt und stolz dieser Gedankengang auch klingt, so wenig läßt sich leugnen, daß ein plötzlicher Entschluß, welcher den Czaren Alexander III. nach Stettin führte, von Millionen armer geplagter Menschenkinder als ein Friedenssymptom aufgefaßt werden würde, das ihnen gestattete, wenigstens für einige Monate wieder frei aufzuathmen und den Kriegsgedanken Valet zu geben. Daß eine derartige Errungenschaft nicht den Preis werth wäre, die deutsche Politik und ihre wohlberechneten Konsequenzen einem moskowitischen Belieben auszuantworten, versteht sich von selbst, und so würde auch die Entrevue, falls sie statthätte, an der Haltung des deutschen Reichskanzlers in den Balkandingen, welche den Russen vor Allem am Herzen liegen, schwerlich etwas ändern.

Diese Haltung ist eine zwiefache: Sie mißbilligt einmal die Wahl und die Regierungsübernahme des Prinzen Ferdinand von Koburg — und in diesem Punkte ist sie mit den Ueberzeugungen des offiziellen und des offiziösen Rußland im Einklang —, das andere Mal aber will sie von gewaltthätigen Eingriffen in die Entwickelung der Geschicke Bulgariens nichts wissen und verabscheut daher ebenso sehr ein brutales militärisches Vorgehen, wie eine diplomatische Dazwischenkunft durch die vorgeschlagene Mission des Generals Ernroth, und wegen dieses Punktes wird die deutsche Staatskunst von russischer Seite mit jenen übelstönenden Liebenswürdigkeiten überschüttet, welche seit mehr denn Jahresfrist der Herzlichkeit unserer gegenseitigen Beziehungen einen so hippokratischen Zug aufgeprägt haben.

Die Pulsfühlungen der Pforte, welche darauf hinauskliefen, auf Grund der Bestimmungen des Berliner Friedens der geplanten Mission Ernroth eine legale Existenz zu sichern, sind demnach in Berlin ebenso ergebnißlos geblieben, wie in Wien, Rom und London, so daß von diesem Punkte aus das bulgarische Uebel in russischem Sinne schwerlich zu heilen sein dürfte.

Anders steht es mit der Frage, ob sich Prinz Ferdinand von Koburg aus eigenen Kräften, auch ohne fremde Intervention, zu behaupten vermögen werde. Und da steht man vor einem großen Fragezeichen. Alles, was man bisher von der staatsmännischen Begabung des Prinzen Ferdinand und von seiner Kunst, die Herzen im Sturm zu gewinnen, gehört hat, trägt einen überaus fragwürdigen Charakter. Die Gabe des Battenbergers, sich beim Bauern und Soldaten gleich beliebt zu machen, scheint dem Koburger nur in beschränktestem Sinne verliehen, und die neulich Unterstellung unserer Offiziösen, sein ganzes Unterfangen sei in jener Logik nur verständlich, wenn man es als den Ausfluß einer orleanistischen Intrigue betrachte, die darauf berechnet sei, Europa in einen Weltkrieg zu stürzen, um dann im Trüben nach Kronenfischen zu können, diese Unterstellung mag dem jungen Herrscher vielleicht bei gewissen polnischen Elementen, sonst wohl aber bei keinem einflußreichen Faktor zu statten kommen.

So steht es denn um die Konsolidirung der Koburgischen Herrschaft in Bulgarien ziemlich windig aus, und wenn man in Rußland Ueberlegung genug besitzt, die Dinge nicht zu brüskiren, so dürfte man die Genugthuung dort erleben, Früchte sich in den Schooß fallen zu sehen, die selbst abzupflücken mit nicht geringer Gefahr verbunden gewesen wäre. Mag auch Fürst Bismarck von dem ihm neuerdings angesonnenen „ehrlichen Makleramt" aus bösen Erfahrungsgründen nichts wissen wollen, seinen Rath wird er den darum Nachsuchenden schwerlich vorenthalten haben. Nach Allem aber, was über den Ideengang, dem sich der Reichskanzler hingiebt, verlautet, besteht sein Orient-Rezept in der Mahnung, die bulgarische Angelegenheit nicht gewaltsam einer Katastrophe zuzuführen, sondern die „Unzulänglichkeit" des Koburgers gegenüber dem Schwergewicht der bestehenden europäischen Verträge zum „Ereigniß" werden zu lassen. Die Rechtsbeständigkeit dieser Verträge aber, wie sie der Berliner Kongreß vom Jahre 1878 beschloß, als Grundordnung des europäischen Friedens festgehalten zu sehen — darauf allein spitzen sich augenscheinlich die Anstrengungen der deutschen Staatskunst in diesem Moment zu.

Informationen.

Fhw. Heute, am Todestage Ludwig Löwe's, wurde am Grabe des unvergessenen Führers der freisinnigen Partei der Denkstein geweiht, den dankbare Liebe ihm gewidmet. Der Denkstein ist eine hohe, dreikantige Säule aus Syenit, auf einem Porphyrsockel ruhend, geschmückt mit Emblemen aus Goldbronze — darunter ein Kranz mit der Stadtverordnetenkette — und gekrönt mit dem David-Schilde, dem altehrwürdigen Symbol der jüdischen Religion. Auf der Frontseite der Säule stehen die schlichten Worte:

Ludwig Löwe,
geboren zu Neligenstadt 27. November 1837,
gestorben zu Berlin 11. September 1886.

Das Grab selbst verschwand unter einem Flor duftiger Blumen und Kränze. Eine überaus zahlreiche Versammlung wohnte heute Vormittag der Gedenkfeier auf dem Kirchhofe bei. Der Magistrat und die Stadtverordneten Berlins, die deutsch-freisinnige Partei in ihren hervorragendsten Vertretern und Abgeordnete des deutsch-israelitischen Gemeindebundes waren erschienen. Nach einem einleitenden Choral des Synagogenchors ergriff Herr Rabbiner Maybaum das Wort.

Nach dem Geistlichen sprach — nach nochmaligen Chorgesängen — alsdann Albert Träger, der im Namen der freisinnigen Partei einen Kranz auf dem Grabe niedergelegt hatte. Nach Jahresfrist — so begann der Redner — sind wir wieder hier zusammengekommen, aus gleicher Veranlassung und doch, wie anders! Damals vermochten der Schmerz und die Unruhe unseres Herzens nicht gebändigt zu werden; vor uns that sich die Erde auf, und wir senkten hinab, was wir für das Beste und Edelste gehalten. Und heute, nach Jahresfrist, hat der Tod seine finsteren Schrecken verloren. Ueber dem, was sterblich war, wölbt sich der Hügel, unser Schmerz hat sich besänftigt. Und hoch und aufrecht erhebt sich an dem Grabe ein stolzer Denkstein. Soll ich noch einmal heute das Bild Ludwig Löwes malen? Nicht nur für diese Stadt hat er gewirkt, nein, für das ganze Vaterland. Auch im öffentlichen Rathe, im Kampf dieser Tage, und keinen anderen Wappenspruch hat er geführt als das Wort: „Nichts für mich selbst, Alles für Alle!" Und solch ein Mann sollte uns sterben können? Nimmermehr! Er lebt mit uns und wir leben mit ihm. Er lebt mit uns in jedem schönen Gedanken, den wir hegen, in jeder schönen That, die wir thun, er litt mit uns als Freund und Mitstreiter, als die innere Stimme unseres Gewissens. Nein, es bedarf nicht dieses Denksteins, nur uns selbst zu ehren, ist er gesetzt. Im Auftrage derer, die vereint mit ihm im Kampfe gestanden haben, im Auftrage der Partei habe ich einen Kranz auf dem Grabe Ludwig Löwes niedergelegt. Es könnte fast vermessen erscheinen, das Wort „Partei" hier auszusprechen, ein Wort, das Kampf und Streit bedeutet. Aber nicht ein Zeichen des Kampfes, ein Zeichen des Friedens soll dieser Kranz sein. Denn auch unsere Gegner müssen anerkennen, daß in Ludwig Löwe einer der Besten und Edelsten begraben wurde. Und zugleich ein Zeichen der Liebe und Dankbarkeit ist dieser Kranz, aber auch ein Zeichen der Hoffnung auf den Sieg seiner, unserer Ideen. Und wir hoffen, daß sich um diese Säule einst ein neuer Kranz schlingen wird, ein Kranz als Zeichen des errungenen Sieges, nicht gewunden von der Partei, sondern vom ganzen Volke. Gehen wir aufrecht fort von diesem Grabe, und mögen wir einst Alle das Bewußtsein mit uns hinübernehmen können, so unsere Pflicht gethan zu haben, wie Ludwig Löwe sie gethan. Und keine Nachwelt wird je vergeßlich sein, daß sie dieses Mannes und seiner Thaten und Werke würde vergessen können.

Mit dem Mendelssohn'schen Liede „Es ist bestimmt in Gottes Rath" schloß die erhebende und stimmungsvolle Feier.

Eine sensationelle Erscheinung.

Von

M. Wilhelm Meyer.

Am letzten 24. August hat der amerikanische Kometenjäger Brooks, der seit einigen Jahren das ganze himmlische Kometenrevier für sich allein gepachtet zu haben scheint, ein kleines Schweifsternlein etwas über dem Thierkreisbilde des Krebses entdeckt, dessen Ansehen nichts sonderlich Merkwürdiges aufwies. Die Astronomen theilten sich diese Entdeckung unter einander auf dem gewöhnlichen telegraphischen Wege durch das Central-Büreau in Kiel mit, und einige Zeitungen, die indeß der ferneren Ankündigung von Kometen, welche jedoch seit Jahren niemals mehr in anständiger Weise bei uns sichtbar werden, schon beinahe müde geworden sind, übermittelten dem Publikum die nicht mehr ungewöhnliche Thatsache, daß wieder einmal ein Komet am Himmel stehe, den Niemand sehen könne.

Inzwischen hat aber die Rechnung über diesen neuen Gast im Sonnenreiche sehr interessante Dinge aufgedeckt, so daß sein Erscheinen in der ganzen astronomischen Welt das sensationellste Aufsehen erregt. Es zeigt sich nämlich, daß dieser Komet den Astronomen längst wohlbekannt und derselbe ist, dessen erneuerten Besuch man nach mehr als siebzigjähriger Abwesenheit bereits mit Spannung zu erwarten begann. Zur großen Freude aller Astronomen und ganz besonders des glücklichen Vorausberechners, des Herrn F. K. Ginzel, gegenwärtig Astronom am Rechenbüreau der Berliner Sternwarte, ehemals Privatassistent des berühmten, hier oftgenannten Sternkundigen b. Oppolzer, tauchte der lustige Wanderer aus den dunklen Tiefen sonnenfernerer Himmelsräume vorschriftsmäßig wieder auf.

Um diese Freude der Astronomen recht zu verstehen, muß ich gleich voranschicken, daß das wundige Kometengeschlecht ihnen noch immer nicht so recht pariren will. Wann eine Sonnenfinsterniß eintrifft, wissen wir ja bekanntlich auf Hunderte von Jahren im Voraus anzugeben, und es ist ein ganz selbstverständliches Ding, daß sie immer genau in der vorgeschriebenen Minute stattfindet. Höchstens kann es sich um einige Sekunden handeln, die an diesem Zeitmomente zu korrigiren sind; aber kein Astronom erwartet den Eintritt einer Sonnenfinsterniß etwa deshalb mit Spannung, weil er in die Richtigkeit seiner Rechnung irgend welche Zweifel setzte. Solche Rechnungen sind eben wirklich absolut unfehlbar. Das kommt daher, daß die Sternkundigen aller Völker nun schon seit mehreren Tausend Jahren die Gewohnheiten von Sonne und Mond, die fortwährend sichtbar sind, auf das Genaueste studiren konnten, die ihrerseits von den streng vorgeschriebenen Gesetzen um keine Haaresbreite abweichen dürfen.

Aber mit den Kometen ist das ein ganz anderes Ding. Die schwärmen zu Tausenden und aber Tausenden im weiten Weltgebäude umher, und jährlich nähern sich uns einige davon so weit, daß wir sie mit unseren besten Fernrohren eben noch als dämmernden Lichtschein erkennen. Nur selten kommt uns einmal einer von ihnen näher und wird dann dem bloßen Auge in seiner abenteuerlichen Schweifgestalt sichtbar, welche von Alters her so viel Schrecken über die Menschheit verbreitet hat. Während der wenigen Monate ihrer Sichtbarkeit verfolgen diese seltsamen Geschöpfe zwar gleichfalls solche Bahnen, welche den himmlischen Gesetzen vollkommen genügen. Einmal entdeckt und an drei Abenden beobachtet, kann man ihren künftigen Lauf bis zur Zeit ihres Verschwindens im Dunkel des Weltgebäudes voraus berechnen. Aber dann verlieren sie sich in die ganz unbekannten Fernen, aus denen sie einst kamen. Wenn man das kleine Stück ihres Laufs, welches man wirklich sah, dann auf dem Papiere durch die Theorie weiter verfolgt, kommt man regelmäßig zu dem Resultat, daß diese Sonderlinge in sehr langgestreckten Bahnen beinahe von einer zur andern Unendlichkeit wandern und jedenfalls in Tausenden von Jahren in unsere Nähe nicht wieder zurückkehren.

Nur sehr wenige Kometen — kaum von einem Dutzend war es bis jetzt mit voller Sicherheit konstatirt — kamen wiederholt zurück. Ganz im Gegensatze zu den übrigen besitzen diese nun alle sehr kurze Umlaufszeiten von drei bis vierzehn Jahren. Nur einer, der Halleysche Komet, zeigte eine viel größere Umlaufszeit, von 76 Jahren. Zu diesem gesellte sich erst vor drei Jahren der gleichfalls vorschriftsmäßig zurückgekehrte Komet von Brooks, der in 71½ Jahren einmal um die Sonne läuft, und der gegenwärtige Olbersche Komet ist nun der dritte im Bunde, mit der ganz ähnlichen Umlaufszeit von 72 Jahren. Diese drei Kometen nehmen also eine ganz eigene Stellung in unserem speziellen Weltgebäude ein und erwecken deshalb unser ganz besonderes Interesse.

Die Aufgabe, das Wiedererscheinen eines solchen Kometen vorherzusagen, ist etwa gleichbedeutend mit der, die genaue Wurflinie eines Steines zu bestimmen, von welcher man durch eine schmale Spaltöffnung einen Weg von der Länge eines Zolles gesehen hat. Dieser gegenwärtig wieder erschienene Komet tauchte einstmals zuerst am 6. März 1815 auf und wurde damals von dem berühmten Kometenkenner und Rechner Olbers, der übrigens seines Standes eigentlich praktischer Arzt war, entdeckt. Darauf wurde sein himmlischer Lauf etwa noch ein halbes Jahr lang verfolgt. Der Komet war auch damals mit dem bloßen Auge nicht sichtbar, obgleich er nicht zu den kleinsten gehörte. Nachdem er nun wieder verschwunden war, unterschrieb Bessel, der eminente Königsberger Sternkundige, dessen hundertjährigen Geburtstag wir vor drei Jahren feierten, das sichtbare Stück der Bahn und fand, daß es keiner ins Unendliche zurücklaufenden Parabel angehörte, von der Form, wie sie sonst bei fast allen Kometen anzutreffen ist, sondern daß seine Bahn eine elliptische sei, in welcher er wieder zur Sonne zurückkehren müsse, sobald er die Grenze unseres Planetensystems jenseits des Neptun nur um ein Geringes überschritten habe. Er verfolgte nun durch die Rechnung den unsichtbaren Lauf des Kometen in diesen Regionen weiter und wagte endlich vorauszusagen, daß derselbe am 9. Februar 1887 wieder in seine größte Sonnennähe zurückkehren müsse.

Vor einigen Jahren hat nun der erwähnte F. K. Ginzel, dessen bedeutendes Rechnertalent ihm früher bereits für andere Arbeiten sehr ehrenvolle akademische Preise erwarb (unter anderen sogar einmal von der französischen Akademie der Wissenschaften) die Berechnung des Kometen noch einmal von Grund auf neu ausgeführt, eine gar langwierige und die pedantischste Genauigkeit beanspruchende Arbeit. Diese Wiederholung der Rechnung war nöthig geworden, weil man seit Bessel doch manche kleine Verbesserungen an den Bewegungsfaktoren der Planeten angebracht hatte, deren Einfluß auf die Bewegung des Kometen während seiner siebzigjährigen Abwesenheit sich doch beträchtlich summiren mußte. Doch weicht trotzdem das Ginzelsche Resultat von dem Besselschen in Betreff der Wiederkunftszeit nicht erheblich ab. Nach dem Ersteren hätte der Komet bereits am 17. Dezember des vergangenen Jahres seine Sonnennähe passiren sollen. Der wahre Lauf, wie ihn der Komet gegenwärtig zeigt, führt ihn am 14. Oktober dieses Jahres durch jenen Punkt; er verspätete sich also um etwa 9 Monate gegen die Rechnung.

Dieser Irrthum erscheint in Anbetracht der großen Schwierigkeit, aus einem ganz kleinen Stücke der Bahn die ganze Ellipse theoretisch herzustellen, sehr unbedeutend, ganz besonders, wenn man berücksichtigt, daß im Uebrigen der Lauf des mit so großer Freude begrüßten wiederkehrenden Himmelswanderers mit dem Vorausgegangenen beinahe haarscharf übereinstimmt. Daß die Zeit der Wiederkehr nur mit verhältnißmäßig großer Unsicherheit vorausbestimmt werden konnte, wußte man schon. Die Grenzen, zwischen welchen dieselbe um den wahrscheinlichsten Termin, August 1886, schwanken konnte, gab Ginzel selbst zu 1,6 Jahren an. Die Wahrheit stimmte mit der Rechnung also bis auf die Hälfte dieser Unsicherheit. Nun hat Ginzel unter Voraussetzung einer Anzahl von Zeitmomenten für diese Wiederkehr innerhalb der angegebenen Grenzen die scheinbare, von unserer bewegten Erde aus gesehene Bahn des Kometen voraus berechnet. Indem man nun diejenige aus diesen verschiedenen Bahnlinien herauswählt, welche der richtigen, nach dem gegenwärtigen Erscheinen bestimmten Zeit der Sonnennähe entspricht, stimmt der voraus berechnete Lauf des Kometen mit dem wirklichen bis auf eine Entfernung, die ein Messerrücken am Himmel verdecken würde, den man im Abstande einer Armlänge vom Auge hält. Und das nach zweiundfiebzigjährigem unsichtbaren Lauf! Gewiß ein großer Triumph der astronomischen Theorie!

Fragen mich nun aber meine Leser, wo sie dieses neueste Himmelsereigniß am Himmel bewundern können, so ist meine Antwort wieder, wie sie in letzter Zeit fast ausnahmslos lautete: Das Ding ist sehr unbequem zu sehen, und man muß sehr früh dazu aufstehen. Der noch ziemlich kleine Komet, welcher indeß schon in Fernrohren mittlerer Stärke gesehen werden kann und einen deutlichen Schweif nach sich zieht, bewegt sich gegenwärtig durch das Sternbild des kleinen Bären langsam gegen Osten hin. Am 10. September ist sein Ort 9 Stunden 46 Minuten in Rektaszension und 20,2 Grad nördlicher Deklination. Vor der Hand befindet er sich noch sehr weit von uns entfernt, beinahe noch einmal so weit wie die Sonne, ca. 39 Millionen Meilen. Er nähert sich indeß uns und der Sonne und wird deshalb in langsamem Tempo heller. Gleichzeitig aber eilt er der Morgendämmerung entgegen, in welcher er schließlich im Oktober wieder verschwinden wird. Die Astronomen werden ihn aber höchst wahrscheinlich nach seiner größten Sonnennähe im November und Dezember wieder in ihren Fernrohren zu Gesicht bekommen.

Für das gewöhnliche Laienauge also zieht auch diese sensationelle Erscheinung wieder einmal unsichtbar vorüber.